

1. Normen sozialen Handelns

Individuelles Bewußtsein und Handeln gehen auf in einer *endlosen Anzahl* von Elementen. Dieser Aussage folgt: Das Individuelle des einzelnen vollständig zu beschreiben, bedürfte einer Zeitdimension, die außerhalb der Endlichkeit unseres Lebens läge.

Dies festzustellen, erfordert keine Wissenschaft, da uns bereits die einfache Wahrnehmung ohne analytische Reflektion der Wirklichkeit die Mannigfaltigkeit des individuellen Lebens, die Verknüpfungsvielfalt schon weniger und einfacher Handlungen bestätigt.

Die Individualität des Einzelnen liegt in der Einmaligkeit seiner Ontogenese, im Zusammenfallen individual-geschichtlicher Zufälle mit allgemeinen, Gruppen und Klassen von Individuen betreffenden Bedingungen zu Erlebnisgefügen, die für den einzelnen die Eigenart seiner Erinnerung, seines gegenwärtigen und zukünftigen Handelns prägen.

Hinter dieser Vielfalt, Unendlichkeit individueller Elemente, die vollständig zu beschreiben der Wissenschaft in keinem Fall möglich sein wird, eine *allgemeine Struktur* zu "finden", die die Individuen wesentlich, also in typisierender Weise beeinflusst, ihr Bewußtsein und Handeln als gesellschaftliches ausbildet, das ist Aufgabe der Wissenschaft.

1.1. Sozialisation und Erziehung

Wenn die Rede davon ist, daß sich das Individuum stets über Sozialisation und Erziehung vergesellschaftet, also sich umsetzt oder umgesetzt wird von seiner primär biologischen in eine wesensgemäß gesellschaftliche Wirklichkeit, dann ist an dieser Stelle eine vorläufige, vielleicht zunächst pragmatische Definition notwendig. Dies auch deshalb, weil die Begriffe "Sozialisation" und „Erziehung" in der Literatur gelegentlich zur Erläuterung einunddesselben Sachverhaltes Anwendung finden.

Unter "Sozialisation" soll der Vorgang der Beeinflussung des menschlichen Individuums durch alle Kräfte seiner sozialen Umwelt - vermittelt über die eigene Tätigkeit des Individuums - gefaßt sein, während mit dem Begriff "Erziehung" diejenigen Kräfte aus dem Sozialisationsgefüge herausgefiltert erscheinen, die aktiv-bewußten Einfluß auf

das Individuum ausgeübt haben resp. ausüben.

Der Unterschied ist beispielhaft schnell deutlich: Ein Kind ist sozialisatorisch sowohl dem erzieherischen Einwirken seiner Eltern, seiner Lehrer oder des Fernsehens wie zugleich Einflüssen etwa seiner Spielgefährten ausgesetzt, die zwar keinen bewußt-erzieherischen Anteil an seiner Sozialisation haben, diese aber u.U. entscheidend mitprägen.

Oder die Situation eines Lehrlings im Industriebetrieb: Die wiederholte Bedienung einer Maschine etwa steuert bestimmte technische Handlungsweisen aus. Die Erfahrung kollegialen, aber auch dissoziativen Verhaltens seiner Arbeitskollegen bestimmt in einem gewiß hohen Grad seine persönliche Umgangsweise mit anderen Personen auch außerhalb des Arbeitsplatzes. Dies alles würde der Erziehungsbegriff unterschlagen, da sich in ihm - um am Beispiel zu bleiben - zunächst nur der erzieherische Einfluß der mit dieser Aufgabe betrauten Personen und Institutionen widerspiegeln würde: Meister, Berufsschule etc. Der Sozialisation ist somit Erziehung untergeordnet. In dieser umfassenden Bedeutung von Sozialisation spiegelt sich, was bereits über das Individuum ausgesagt wurde, die Vielfalt der Einflüsse.

Analysieren wir nun diese Vielfalt sozialisatorischer Kräfte, so kehren wir uns ab vom individuellen Erlebniszusammenhang des einzelnen und suchen Gemeinsames der in dieser Gesellschaft lebenden Individuen zu entdecken. Dieses Gemeinsame, das bestimmte Verhaltenstypisierungen und -generalisierungen bei allen oder großen Gruppen und Klassen von Individuen ausdrückt, wird gewöhnlich mit dem Begriff der *Norm* erfaßt.

Es geht mir darum, die Existenz und Herkunft von Normen materialistisch nachzuweisen, desweiteren die Strukturierung von Normen zu Systemen sowie Widersprüche zwischen den Normensystemen aufzuzeigen und aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit und ihrer Struktur logisch zu begründen.

1.1.1. Individuelle Vielfalt und gesellschaftliche Allgemeinheit

Individuelles Handeln setzt sich zusammen aus lebendiger Zufälligkeit und sozialer Determination. Dieses Verhältnis von individuell Einzigartigem und normativ Übergreifendem ist das eigentliche Problem, das sich einer Theorie sozialen Handelns stellt. Natürliche und

historisch geschaffene, von einem bestimmten Individuum selbst oder anderen während des Lebensprozesses erzeugte oder zu erzeugende Gegenstände, Personen und ihre wechselhaften Beziehungen untereinander oder zu dem bestimmten Individuum treten diesem so gegenüber, wie es sein Lebensraum ermöglicht.

Dieser Lebensraum des Individuums ist also angereichert mit gegenständlichen und personalen Bezugselementen, die für sich genommen, in der Beziehung untereinander und zum Individuum Bedeutung erhalten. Die wahrnehmbaren Ausdrücke der Personen und Gegenstände als sich verändernde Gestalten und dann die beständig im Fluß sich befindenden Beziehungen unter ihnen erzeugen im Wahrnehmungsapparat des Individuums integriert abwechselnde, zeitweilig konstante und dann wieder die Konstanz aufhebende Bezugskomplexe, die als *fluktuierend* bezeichnet werden können. Fluktuation ist die scheinbar den individuellen Lebensvorgang beherrschende Bewegung. Sie ist es, die die Einzigartigkeit des Individuellen bewegend durchzieht und es für einen Beobachter unerschöpflich macht. Das fluktuierende Individuelle ist nicht auf den Begriff zu bringen, somit auch nicht - das versteht sich daraus - eine Pädagogik für den einzelnen.

Dennoch ist es notwendig, in der fluktuierenden Unendlichkeit gegenständlicher und personaler Elemente und ihrer Beziehungsvielfalt übergreifenden Bezugszusammenhängen des sozialen Handelns auf die Spur zu kommen, mit dem Ziel, eine allgemeine Struktur zu finden innerhalb der fluktuativen Heterogenität individueller Handlungsweisen. Hierfür scheint der Begriff "Norm" oder "Normativität des sozialen Handelns" einen theoretischen Hinweis zu liefern.

1.1.2. Der gesellschaftlich-allgemeine Sozialisationsraum als Bedingung für die Herausbildung einer übergreifenden normativen Handlungsstruktur

Normen sind komplexe Handlungen, die - abstrahiert vom Individuum und seiner einmaligen Handlungsfluktuation - übergreifende Bedeutung für die Mehrzahl der Individuen eines gegebenen Bevölkerungsaggregats angenommen haben. In Normen werden somit in der Tat *Strukturen* in der elementaren, nichtausschöpfbaren Vielfalt der Einzelhandlungen und ihrer Beziehungen auf den Begriff gebracht. Normen haben somit notwendigen Charakter gegenüber der fluktuativen Zu-

fälligkeit; sie scheinen auf als Autorität gegenüber der freien Unverbindlichkeit des Zusammenspiels individueller Handlungsanteile.

Mit Normen beherrschen wir in der Theorie die Grenzenlosigkeit des Sozialisationsraumes; und aus Theorie wird rückwirkende "normative" pädagogische Praxis. Deshalb ist der Frage nachzugehen, auf welchem Wege Normen sozialen Handelns als kristallisierte Einheiten innerhalb der elementaren Handlungsvielfalt entstehen und reproduziert werden und wie sich Pädagogik und Soziologie der Normenproblematik annehmen.

1.2. Definition der übergreifenden Handlungsstrukturen in normativen Systemen und deren Begründung innerhalb ausgewählter wissenschaftlicher Richtungen

1.2.1. *Normen als resultativer Ausdruck von Werten in traditioneller pädagogischer und soziologischer Sicht*

An dieser Stelle gilt der Normbegriff als strukturelle Einheit innerhalb der fluktuativen Handlungsvielfalt. Normen als kristallisierte Bezugssysteme sozialen Handelns zeichnen sich aus durch tragfähige Konstanz und Kontinuität; sie selbst aber unterliegen der Historizität sozialen Wandels. Hiermit ist die Ursprungsproblematik gesellschaftlicher Normen des Handelns angesprochen.

Innerhalb sozial- und erziehungswissenschaftlicher Disziplinen hat man die Lösung dieses Problems vielfach umgangen mit dem Begriff "Wert". Handlungsnormen erscheinen so als Aktivitätseinheiten, deren existenziale Bewegung als "sinnvoll", "wertvoll" dann erkannt wird, wenn eine ethische Bewertung als vorangegangene geglaubt wird. Auf diesem Wege wird die Legitimität beobachtbarer und geforderter Normen sozialen Handelns begründbar gemacht durch die Hypostasierung historischer Wertsetzungen, die ihrerseits jenseits des Hinterfragbaren sich befinden.

Andererseits sind auch solche Tendenzen feststellbar, die nicht versucht sind, die Normproblematik durch wenig untersuchte Wertaxiome aufzulösen, sondern in die Richtung verlaufen, normative Notwendigkeit des Handelns auf eine allgemeinste ontologische Bestimmtheit zu reduzieren.

1.2.1.1. Normative Offenheit und Reduktion übergreifender Normativität menschlichen Handelns auf allgemeinste Grundaxiome in Schulen hermeneutischer Pädagogik

Interessanterweise hat in den erziehungswissenschaftlichen Richtungen, die sich - wohl zu Recht - gegen die normative Einengung erzieherischen Handelns zur Wehr setzten, der Normbegriff einen Bedeutungsumfang, der bereits bei bloßem Durchsehen bibliothekarischer Kataloge zum "Schlagwort" "Norm" ins Auge schlägt. Gemeint ist die hermeneutisch orientierte Pädagogik. Nicht daß sie diese Normen und Normensysteme in umfassendem Maße analysiert oder gar strukturiert hätte; im Gegenteil: Die Auseinandersetzung ihrer Vertreter mit erzieherischen Normen geschah bislang durchweg zum Zwecke ihrer Reduktion.

In der Tradition von Humboldt und später Schleiermacher stehend, war es insbesondere Dilthey (1930), der in der Erziehung nicht Übertragung tradiertener Normen zwischenmenschlichen Handelns, sondern die Entwicklung von Fähigkeiten zum Verstehen der eigenen Totalität des Individuums und der darauf einwirkenden Kräfte der Umwelt sah. Die Maxime Diltheys, "Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir", verdeutlicht die bewußte Abwehr rationaler Prinzipien zur Erklärung erzieherischer Einflüsse, die nur insoweit erlebnisprägende Wirkung auf das zu erziehende Individuum haben, als es diese mit bereits vorangegangenen Erfahrungen assoziativ verknüpfen, also verstehen kann. Eine erzieherische Norm stellt in diesem Denkansatz für sich nichts, für das Individuum aber durchaus etwas anderes, als ursprünglich mit ihr intendiert war, dar.

Der hermeneutische Zirkel, nach dem alles Verstehen schon in einem "Verstandenhaben" gründet, läuft in der Konsequenz darauf hinaus, daß etwa der Verfasser eines Textes von seinen Rezipienten durchaus anders oder besser verstanden wird, da in die Aufnahme des Textes stets vorangegangene Erlebnisse einfließen, vor deren Hintergrund er interpretiert wird.

Damit entweichen Handlungsnormen und erst recht normative Sätze der Pädagogik der Sicherheit ihrer erzieherischen Vermittelbarkeit und geraten in die Sphäre der Belanglosigkeit gegenüber der (anders) interpretierenden Kraft des Individuums.

Für die hermeneutisch orientierte Pädagogik blieb die in der Negation normativer Ansprüche aufgehobene Erkenntnis von einer erzieherisch zu vermittelnden Verstehensnotwendigkeit, oder wie H. Nohl sagt:

"War bis dahin das Kind das willenlose Geschöpf, das sich der älteren Generation und ihren Zwecken anzupassen hatte und dem die objektiven Formen eingeprägt wurden, so wird es jetzt in seinem eigenen spontanen produktiven Leben gesehen, hat seinen Zweck in ihm selber, und der Pädagoge muß seine Aufgabe, ehe er sich im Namen der objektiven Ziele wahrnimmt, im Namen des Kindes verstehen. In dieser eigentümlichen Umdrehung, die man sich in ihrer vollen Bedeutung vor Augen stellen muß, liegt das Geheimnis des pädagogischen Verhaltens und sein eigenstes Ethos." (Nohl, 1961, S. 126/127)

Die Bezugnahme normenvermittelnder Pädagogik auf eine "Teleologie des Seelenlebens" (Dilthey, 1930) in einem dreifach zusammenhängendem Sinne von "Auffassen", "Werten" und "Handeln" deutet zugleich eine antidogmatische Abwehr aller normierenden, mit disziplinarischen Methoden sich durchsetzen wollenden absolutistischen Ansprüche an Erziehung, wie einen bodenlos taumelnden Versuch nach pädagogischer Emanzipation an. Erziehung erscheint nunmehr nicht nach tradierten, vorgegebenen Normen ausrichtbar, ihre Prinzipien ergeben sich in ihrem Vorgang und aus dem Selbstverstehen des zu Erziehenden; denn - so Klafki: "Von den Lebens- und Bildungsproblemen der zu erziehenden Generation her erst *ergibt sich*, was im Sinne der Erziehung lebendige und zu erhaltende Tradition genannt werden kann." (Klafki, 1963, S. 23 ff, Hervorhebung von mir) Und Albert Stüttgen - Klafki interpretierend - erklärt: "Damit sind jegliche Normfixierungen fallen gelassen. Einerseits wird kein vorgegebenes Wesensbild des Menschen zugrunde gelegt, dem er in Denken und Handeln zu entsprechen hat. Andererseits verliert jeder vorbestimmte Bildungstoff — sei es im Sinne tradierter antiker Vorlagen, sei es im Sinne sonstiger geforderter Kenntnisse - seinen unbedingt verpflichtenden Charakter. Wie ein zu bildender Mensch auszusehen und was er lernend anzueignen hat, das muß im Sinne der von Klafki entworfenen Perspektive sog. kategorialer Bildung immer wieder neu ermittelt werden." (Stüttgen, 1973, S. 410)

So ergibt sich im Anschluß an Humboldt, Schleiermacher, Dilthey und Nohl als Ergebnis des Kampfes mit Normen und normativer Pädagogik bei modernen Hermeneutikern eine wohlgefällige Mischung von Ignoration tatsächlicher, Sozialisation und Erziehung strukturierender (normativer) Bedingungen und Postulation allgemeinsten - und in dieser Form nichtssagender - Ansprüche an die erzieherische Tätigkeit, wie "Mündigkeit", "Selbstbestimmung", "Identitätsfindung" oder "Emanzipation". (Vergleiche auch den Begriff der "Sinn-Norm"

bei Blankertz, 1973).

Vermitteln sich Sozialisation und im näheren Erziehung aber tatsächlich über den "interpretativen Freiraum" des Individuums? Ist nicht auch das, was der einzelne an vorangegangener Erfahrung erlebt hat und "interpretativ" in das Neuerfahrene hineinwirkt, über die gesellschaftliche Struktur in normativer Weise bedingt? Und wenn dies so ist, können nicht Konflikte, Widersprüche im Normengefüge der Gesellschaft selbst für die "normenlose" Ausflucht hermeneutischer Erziehungswissenschaftler in die Sphäre übergreifender "Verstehenskunst" verantwortlich sein?

Diese Fragen stellen sich dem der hermeneutisch-pragmatischen Schule Flitners verbundenen Pädagogen Hans Bokelmann so: "Wenn aber das Normbewußtsein nicht mehr überzeugend da ist, wenn der 'normative Geist', der durch Einzelne inspiriert und von vielen als das medium quo ihrer Menschlichkeit wahrgenommen wird, in Zweifel gerät und fragwürdig erscheint; wenn die Normativität des Normalen schwindet und jede kritische Lage zum Anlaß einer situativen Entscheidung, auch im Erziehungshandeln, wird, dann muß die wissenschaftliche Reflexion, doppelt verlegen, ansetzen: sie muß einerseits versuchen, die Gründe der Normunsicherheit zu ermitteln, - historisch und sachlich; und sie muß andererseits fragen, ob und wie sie selbst pädagogische Normen 'mitsetzen' kann, ohne sich durch andere Wissenschaften oder Kräfte der Gesellschaft normieren zu lassen." (Bokelmann, 1964, S. 63)

Was hier aus hermeneutischer Sicht heraus gefragt wurde, stellt sich mir in der Tat zum zentralen Problem: Wie ist eine, heute - insbesondere in der Jugend - registrierbare Normunsicherheit zu erklären? Wodurch werden überhaupt Normen und eventuell Widersprüche in Normensystemen materiell vermittelt? Und schließlich: Vermag Erziehung überhaupt Normen zu setzen oder übermittelt resp. "bewertet" diese schon vorgefundene Normzusammenhänge?

Bevor ich auf diese Fragen und deren Beantwortung näher eingehe, will ich scheinbare Lösungen der Probleme durch spekulative Rückführung von Handlungsnormen auf gesellschaftliche Wertorientierungen in einigen Richtungen der Soziologie kurz vorstellen und mich mit ihnen auseinandersetzen.

1.2.1.2. *Soziologische Versuche der Rückführung sozialer Handlungs-normen auf vorgegebene Wertvorstellungen — oder: Die Betrachtung der Werte an-und-für-sich und der Normen als Wert-ableitungen*

In üblichen Diskussionen um die Begriffe Norm und Wert werden diese der "Mittel-Ziel-Problematik" zugeordnet. Hier erscheinen Normen als instrumentelle, individuelles Handeln ordnende Bestimmungen in einer durch Werte gesetzten Zielorientierung. Der oben erwähnte Albert Stüttgen formuliert in eben dieser Weise: "Unterricht und Erziehung sind von *Zielen* und dazugehörigen *Normen* bestimmt; es soll damit in bestimmter Richtung etwas erreicht werden. Dabei sind Normen Handlungsanweisungen zur Verwirklichung bestimmter Ziele ... Spricht man von Zielen im Plural, die ein Mensch oder eine Gruppe verfolgt, so geht man in der Regel davon aus, daß sie miteinander in Einklang stehen. In diesem Fall verweisen sie auf ein übergeordnetes Gesamtziel." (Stüttgen, 1973, S. 407)

Worin nun diese normenbeeinflussenden Ziele begründet sind, wird bei ihm hermeneutisch offengelassen: "Die Frage nach einem Gesamtziel der Erziehung wird nicht innerhalb der Erziehungswissenschaft entschieden, sondern auf der Basis eines immer schon vorausgegangenen Weltverständnisses: denn die Welt, in die hinein ein Kind erzogen werden soll, ist immer eine bereits in bestimmter Weise interpretierte Welt. Diese Interpretation bestimmt ihrerseits das Erziehungsziel." (S. 408)

Auf den ersten Blick mag man derart schwebende Aussagen einer Distanz von Erziehungswissenschaftlern gegenüber soziologisch-gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnissen zugutehalten. Doch sieht man näher hin, so ist jener Vorstellungsgehalt von Werten und Normen gerade Ausdruck vielfacher soziologischer Publikationen zu diesem Problem. Damit sind besonders die struktur-funktionalistischen und rollen-analytischen Gebilde in der Soziologie sowie phänomenologisch-empirisch beschreibenden Aussagenkomplexe angesprochen.

Auf der Grundlage der Arbeiten T. Parsons, E.A. Shils und R.E. Bales (Parsons, 1951, Parsons und Shils, 1951, Parsons und Bales, 1955), wonach Verhalten "auf das Erreichen von Zwecken oder Zielen oder anderer antizipierter Zustände gerichtet" und hierin „normativ geregelt" ist (Parsons/Shils, 1951, S. 53), ergeben sich bei Neil J. Smelser (1972, S. 44) sogenannte Grundkomponenten sozialen Handelns: "1. die generalisierten Ziele oder *Werte*, die für zweckgerichtetes

soziales Handeln die allgemeinsten Leitlinien bieten; 2. die verbindlichen Regeln, die das Verfolgen dieser Ziele leiten, Regeln, die in den *Normen* zu finden sind; 3. die Mobilisierung individueller Energie zur Erreichung der definierten Ziele im Rahmen der gesetzten Normen." Ich möchte auch hier auf die primäre Stellung des Wertbegriffs hinweisen, die Smelser in der Funktion von Werten, "generell die erwünschten Endzustände, die dem menschlichen Verhalten als Richtschnur dienen", zu benennen, begründet sieht. Um die hypostasierende Rolle von Werten zu erklären, beruft sich Smelser im wesentlichen auf die Tradition kollektiver Wertorientierungen und deren begrifflichen Einprägungen. So habe sich ein Wert wie "Demokratie" in der liberalen Tradition des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelt und "bildet den Kern der Legitimität des politischen Systems von Großbritannien, der Vereinigten Staaten und der französischen Republiken" (S. 44/45). Die unterschiedlichen Ausprägungen des "Wertes Demokratie" in diesen Staaten, nicht zuletzt deren besondere historische Entwicklung stellen für Smelser nichts weiter als normative Differenzierungen (Wahlsystem, Gesetzgebung, Repräsentation, Gerichtsbarkeit etc.) einer übergreifenden Wertbedeutung dar. Ebenso verfährt er mit dem "ökonomischen Wertbegriff der 'freien Marktwirtschaft'" (S. 45), der sich trotz Veränderung von Normen des Wirtschaftens (von der "Norm" "freier Konkurrenz" bis zu der des "Managertums") ubiquitär forterhält. "Normen sind also *spezifischer* als allgemeine Werte, denn sie legen bestimmte Ordnungsprinzipien fest, die zur Verwirklichung der Werte notwendig sind." (S.46)

Was sich hier in nebulös-mystischer Weise als ideelles Substrat im Geschichtsprozeß verfestigt haben soll, ist nicht historisch-analytisches Resultat soziologischer Forschung, sondern die Rückübertragung von, in realer geschichtlicher Entwicklung geprägten Wertungen und Wertorientierungen auf Ursprung und Wesen einer historischen Epoche selbst.

Aus dem Gesagten ergibt sich eine *erste* thesenartige Stützung dessen, was zu Beginn dieses Kapitels in verhältnismäßig abstrakter Form bereits erklärt wurde:

Was sich uns heute als Wert darstellt, ist weder Ursprung der materiellen gesellschaftlichen Formation noch historische Zielorientierung des Handelns der in ihr lebenden Individuen, sondern deren Resultat. Vor dem Wert steht die *Norm* als Ausdruck generalisierter Handlungen in gesellschaftlichen Systemen, die sich auf der Basis widersprüch-

licher Produktionsweisen historisch entwickelten und fortentfalten. Der *Wert* stellt eine, durch organisierte Interessenvertreter (Staat, Parteien, Gewerkschaften etc.) nachträglich vollzogene *Bewertung von Normenzusammenhängen* dar, die ihrerseits erst im Gefüge einer über ihre immanente Widersprüchlichkeit sich fortbewegende Gesellschaft entstehen.

Die Bestimmung von Wert und Norm, wie sie von Parsons, Smelser u.a. begriffen worden sind, finden ihren entsprechenden Niederschlag in jüngeren soziologischen Arbeiten.

So definiert Karl Martin Bolte Normen lapidar als "Verhaltenszuminutungen in einem bestimmten Rahmen menschlichen Zusammenlebens (z.B. in sozialen Gebilden wie Familie, Betrieb, Gesellschaft usw.)" (Bolte, 1966, S. 14). Auch bei Bolte werden Normen befolgt, "weil man die von der Norm geforderten Verhaltenweisen bewußt als Wert oder als Weg zu einem *Wert* bejaht. Unter 'Werten' sollen dabei Konzeptionen von dem verstanden werden, hinsichtlich dessen man glaubt, daß es letztlich erstrebt werden sollte." (S.14). Bolte geht ein wenig über Smelser hinsichtlich der Darstellung der Wertproblematik hinaus, dadurch daß er Bestimmungen wie "Pluralität", „Konkurrenz" und "Überschichtung" von Werten einführt und z.T. in „sozialem Wandel" begründet sieht: "Wenn von Wertpluralität gesprochen wird, so darf man nicht nur an sogenannte 'Grundwerte' wie Gott, Freiheit und die moralischen Auffassungen denken, sondern auch erkennen, daß wir heute ständig in eine Pluralität und Konkurrenz der wirtschaftlichen und politischen Zielsetzungen gestellt sind..." und: "In einer Zeit des Wandels wächst jede Altersgruppe in andere Situationen hinein, und andere Vorstellungen und Verhaltenweisen prägen ihren 'Lebensstil'; selbst wenn die Verhältnisse sich ändern, wirft man die einmal aufgenommenen Werte und Ziele nicht völlig ab, so daß in unserer Gesellschaft auch eine ständige Überschichtung alter und neuer, heute verwendbarer und längst überholter Leitbilder und Verhaltenweisen vorhanden ist." (S.41)

An keiner Stelle werden jedoch von Bolte die Bedingungen sozialen Wandels oder gar dessen Beziehung auf den Wandel von Werten systematisiert, was übrighends allein deshalb in diesem Ansatz schon problematisch wäre, da die Existenz von Werten, "sui generis" als strukturierende Basis für die Normfixierung konstatiert wurde.

Normen schließlich auf oberflächliche Verhaltensweisen, wie Rollenerwartungen im Interaktionsprozeß von Individuen zur Regelung von Einzelverhalten zurückgeführt werden. Wir haben im Grunde nichts weiter als ein nicht-analytisches Kreisschlußsystem vor uns: Die komplementäre Bestimmung von Rollen erschließt bestimmte Normenstrukturen und diese wiederum bestimmtes Rollenverhalten. Rolle erklärt Norm und umgekehrt!

Im Hinblick auf den beobachtbaren Wandel von Normen resp. Normensystemen wird ein weiterer Kreisschluß als Erklärungsprinzip eingeführt. Ähnlich wie vordem bereits Kingsley Davis (1965) und Helmut Fend (1969, S. 122 ff.) sieht Coburn-Staeger im Abklingen von Sanktionen als Mittel der Bestrafung und Belohnung für normabweichendes oder normadäquates Verhalten eine Voraussetzung zum Verlust der Rigidität bestehender Normenstrukturen und für deren Veränderung.

Ebenso wie beim Verhältnis von Rollen und Normen ist auch in der Beziehung Normen/Sanktionen die Ursache-Wirkung-Relation eher als geistiges Konstrukt der Soziologie mit einer Surrogat-Funktion für eine begründete historisch-logische Erklärung derartiger Zusammenhänge anzusehen. So wie man bestehende Normenunsicherheiten aus dem relativen Verlust von Sanktionen herzuleiten vermag, gelänge es, die Milderung sanktioneller Maßnahmen einer vorangegangenen Reduktion normativer Relevanz zuzuschreiben (was Coburn-Staeger zum Abschluß ihres Kapitels über Normen bezeichnenderweise auch selbst so vollzieht). Es ist nicht damit getan, Begrifflichkeiten einander so zuzuordnen, daß sie auseinander, wechselseitig erklärbar werden (eine ähnliche Verfahrensweise finden wir bei Blumer, 1973, S. 85 ff.).

Wollen wir Normen mit Coburn-Staeger als Typisierungen menschlichen Handelns auffassen, so sind die Ursachen dieser Typisierungen im realen Lebensprozeß, in denen sich die Individuen bewegen, zu suchen.

Ich behaupte, daß Normen der begriffliche Ausdruck von *Strukturen* menschlichen Handelns sind, die ihrerseits in Strukturen des gesellschaftlichen Seins verwurzelt sind.

1.2.1.3. Zusammenfassung: Die Ableitung der Normen aus Werten als Ausdruck subjektiven und objektiven Idealismus

In der begrifflichen Stellung des Wertes vor der Norm und deren Verankerung in einem interaktionistischen Rollenkonzept äußern sich Variationen des subjektiven wie objektiven Idealismus. Indem der Wertbegriff zu einer überhistorischen Zielgröße individuellen Handelns wird, haftet ihm so etwas wie "Welt-Geistcharakter" hegelianischer Provenienz an, der sich trotz differenzierender Ausbildung in geschichtlich spezifischen Situationen gleichwohl hinter dem Rücken der Individuen fortpflanzt und sich über die gesellschaftlich-situative Normierung ihres Verhaltens konkret sichtbares Gepräge verschafft (objektiver Idealismus).

Demgegenüber stellt etwa der symbolische Interaktionismus der Determiniertheit menschlichen Verhaltens durch ein derartiges ideelles Substrat wie den Wert eine Strukturierung von Verhaltensweisen im intersubjektiven Handlungsvollzug rollenerwartender bzw. übernehmender Individuen gegenüber. Da der Kristallisationsprozeß von Normen nicht auf einer materiell gesellschaftlichen Grundlage erklärt wird, sondern aus dem wechselseitigen Einwirken miteinander umgehender Individuen gedeutet ist, muß eine, in jedem einzelnen menschlichen Individuum a priori angelegte "invariante Struktur" von Bewußtseins- und Handlungsformen unterstellt werden (subjektiver Idealismus).

Wenn dieses von modernen Vertretern derartiger Schulen, die vielfach nur in abgeschmackter Weise H. D. Meads (1968) Vorstellung vom Selbst als "looking-glas-self" wiederholen und zu komplizieren helfen, auch explizit nie zugegeben wird, so weisen doch Begriffe, wie "Homöostase" ("Gleichgewichtserhaltung", ein Begriff, der im Grunde Parsons, 1961, entlehnt ist, der seinerseits ihn von Cannon, 1932, übernahm), "intersubjektives Feld von Rollenbeziehungen", die Kategorie der "Rolle" selbst auf den erläuterten Tatbestand hin.

Denn unterstelle ich die "Rolle" als notwendiges Vermittlungsglied intersubjektiver Verhältnisse etwa im Sinne von Goffman (1969),

dann begründe ich die zwischenmenschlichen Beziehungen bereits a priori aus einer ahistorischen Größe, die im Subjekt angelegt nur ihre Konkretion, u.U. inhaltliche Füllung durch die materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse erfährt. Hinzu kommt, daß selbst diese "Füllung" häufig aus dem Interaktionsprozeß und seinen rollenvermittelnden "Techniken" (!) deduziert wird, womit der Verlust materialistischer Beziehungen endgültig wird.

1.3. Die Gesellschaft als Bedingung der Herausbildung sozialer Handlungsnormen

Normen können aufgefaßt werden als eine begriffliche Abbildung generalisierter menschlicher Handlungsweisen, sie charakterisieren etwas zwischen allen oder bloß Gruppen oder Klassen von Individuen Verbindlichem.

Der Normbegriff, der hier erarbeitet werden soll, gründet sich u.a. auf die Erkenntnisse einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise der Entstehung des Psychischen und des menschlichen Bewußtseins (Holzkamp, 1973; Schurig, 1975 a + b; Holzkamp-Osterkamp, 1975 + 1976; Schurig, 1976). Er hat Gültigkeit nur für die menschliche Gesellschaft und kann keinesfalls für tierische "Gemeinschaften" in natürlicher Umgebung Anwendung finden. Dies ist hervorzuheben, da leicht der Eindruck entstehen kann, daß Ähnlichkeiten im Verhalten der "Individuen" einer animalistischen Spezies auch als "normativer Charakter" bezeichnet werden könnten. Solche Ähnlichkeiten sind im Vergleich mit gesellschaftlicher Normativität wesentlich biologisch verursacht oder dem Tier durch relativ konstant sich forterhaltende äußere Naturumstände aufgezwungen bzw. eingeprägt.

Mit Normen erfassen wir begrifflich ausschließlich menschliche Eigenschaften sozialen Handelns, die ihrerseits in einer Ursachenbeziehung stehen zu dem ausschließlich dem Menschen angehörenden Verhältnis zur Natur. Dieses Naturverhältnis befindet sich phylogenetisch und historisch in Entwicklung, und Normen gelten als ihre vorübergehenden, sich in anderen Stufen aufhebenden Resultate, die allerdings soweit räumliche und zeitliche Konsistenz und Eindruckskraft annehmen, daß sie überhaupt als Normen, kristallisierte Handlungsstruk-

turen beobachtbar werden.

Normen hängen also zusammen mit der Geschichtlichkeit menschlicher Gesellschaft; sie bilden sich offensichtlich immer mehr, durchgängiger und komplexer heraus, je weiter sich soziale Systeme aus ihrer ursprünglichen biologischen und natürlichen Befangenheit herausarbeiten. Von Normen bei Tieren zu sprechen, ist somit allenfalls bei Haustieren angebracht, da über Dressur in ganz beschränktem Maße menschliche Handlungen nachgelernt werden können.

Unter nicht-menschlichen Bedingungen dagegen bewegt sich das Tier als nicht-bewußtes Glied der Natur in einem Verhältnis von innerer Natur (Instinkte, angeborene Reiz-Reaktions-Verschlüsselungen etc.) und äußeren natürlichen Gegebenheiten. Während es die Homöostase seiner biologischen Beschaffenheit in "passiver" Anpassung an veränderte Außenbedingungen durchführt (was selbst nur auf der Grundlage natürlicher, angeborener Mechanismen möglich ist), also wesentlich adaptives Leben darstellt, verändert der Mensch zunehmend die auf ihn einwirkende natürliche Umgebung.

Im Grunde ist das Tier ein innerhalb der eigenen Generation, zwischen dieser und den vergangenen oder zukünftigen *wiederholendes* Wesen, das beispielsweise über Konditionierungsvorgänge zu lernen imstande ist, aber nur auf der Basis interner biologisch vorgegebener Mechanismen und einer von ihm - in einem produktiv-fortschreitenden Sinne - nicht veränderten natürlichen Umwelt. Im allgemeinen ist das Tier *reproduktiv!*

Der Mensch hingegen verändert mit Hilfe von Werkzeugen (Produktionsmitteln) seine natürliche Umwelt, ist *produktiv*, und verschafft sich über jene Veränderungen eine *Bewegung* seiner wahrnehmbaren Objekte. Die sich vor dem Auge des menschlichen Individuums abspielende Bewegung einer produktiv umgeformten Natur zerrt es in ständig zunehmendem Ausmaße aus der ur(natur)wüchsigen Identität mit dieser: Der Mensch entfaltet in jenem Prozeß das Vermögen der Diskriminierung von Subjekt und Objekt, erzeugt *Selbstbewußtsein* im Sinne eines Bewußtseins seiner gegenständlichen Umwelt als der von ihm geschaffenen (vergl. Schurig, 1976).